

494

15

Die Kirche

in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben.

Vortrag

gehalten am 23. Februar 1882 im Kaufmännischen Verein
zu Leipzig

von

D. Chr. E. Luthardt,

Domherr des Hochstiftes Meißen, Consistorialrath u. v. Professor der Theologie zu Leipzig.

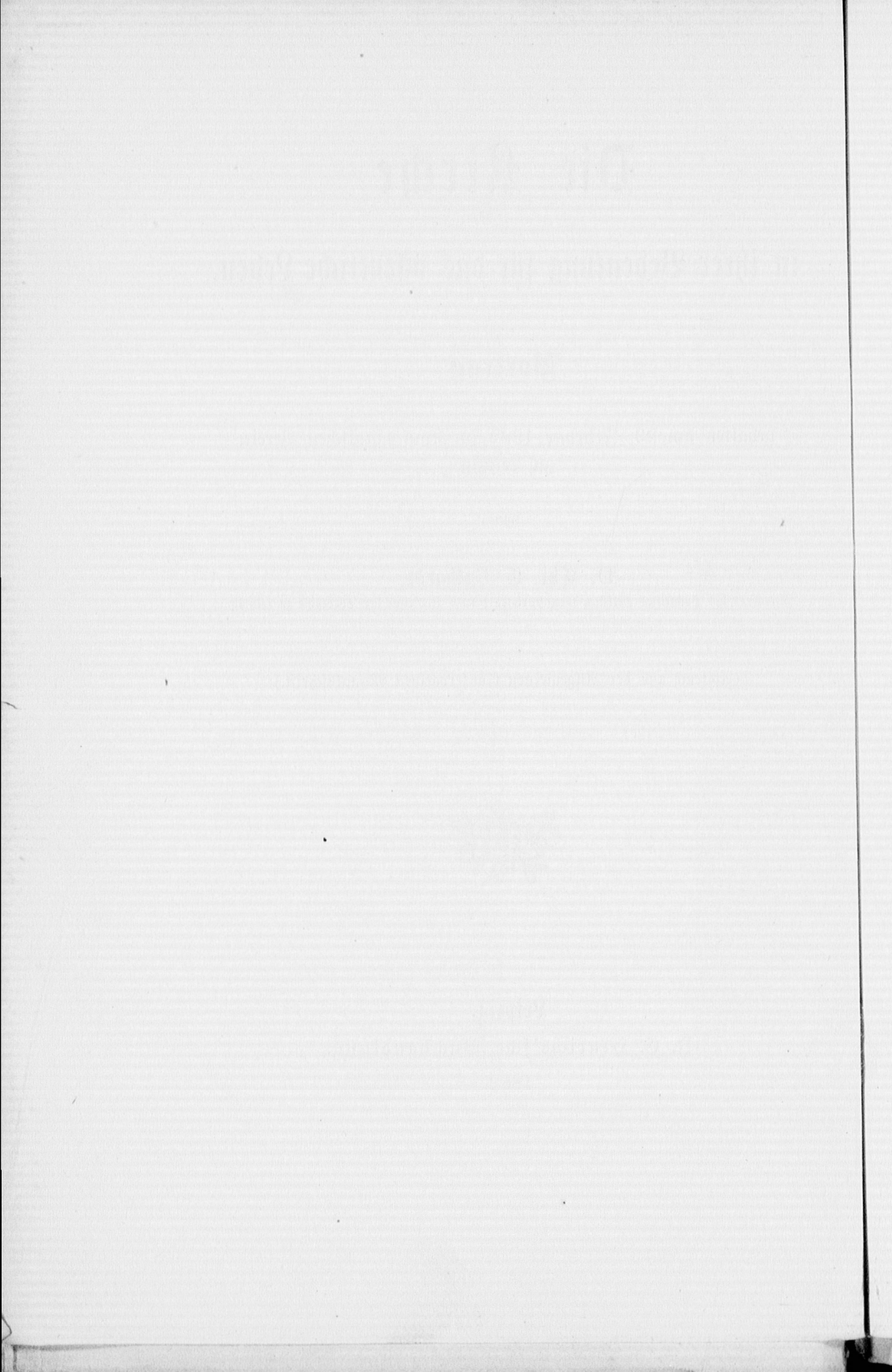
(Abdruck aus der Allgemeinen Conservativen Monatschrift.)



Leipzig.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

1882.



Das Thema meines Vortrags über die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben schließt die doppelte Frage in sich, ob die Kirche überhaupt eine Bedeutung habe für unser gesamtes öffentliches Leben, und welches diese Bedeutung sei. Dieses zweifache wird uns zu beschäftigen haben. Indem Sie dieses Thema acceptierten, haben Sie anerkannt, daß es ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen berechtigt sei. Und man wird nicht sagen können, daß es eine fernabliegende oder singuläre Frage sei, um welche es sich dabei handelt. Vielmehr sie steht auf der Tagesordnung; und heute nicht minder wie vor zehn Jahren, wenn sich auch die Dinge seitdem geändert und die damalige Kampfesfreudigkeit bei vielen, selbst den Ausern im Streit einer gewissen Kampfesmüdigkeit Platz gemacht hat. Dennoch beherrscht die kirchliche Frage — man darf wohl sagen — noch unsere gesamte Situation und ist die maßgebendste für das Verhältnis der politischen Parteien zu einander und für den Gang der gesamten inneren Politik, vielfach selbst der äußeren. Und Zeitungsnachrichten über etwaige Verhandlungen mit dem Vatikan werden vielleicht mit noch mehr Interesse gelesen als Nachrichten über Gambetta oder Skobelesch oder die kriegerischen Affairen in Dalmatien oder der Herzegowina. Kurz wir werden wohl sagen dürfen: die kirchliche Frage steht im Mittelpunkt aller übrigen Fragen. Wir fühlen alle, daß wenn z. B. der Culturkampf morgen sein Ende fände, dies von der bedeutendsten Rückwirkung auf unsere ganze politische und sociale Situation wäre, und für den Gang unserer gesamten inneren nationalen Politik wahrscheinlich bestimmend sein würde. Dies wird wohl unser aller Urtheil sein, wie wir auch sonst dazu stehen, ob wir jenes Ende fürchten oder wünschen. Und mit der äußeren Wichtigkeit,

welche wir damit jener Frage zuerteilen, geht das innere Interesse, welches wir daran haben, Hand in Hand. Kaum bei einer andern Frage, so lebhaft oder auch erregt politische Debatten zu sein pflegen, sind wir innerlich so beteiligt wie bei dieser. Unser innerstes Gemüt wird in Anspruch genommen, sobald es sich um religiöse und kirchliche Fragen handelt, mögen wir nun zustimmend oder ablehnend uns dazu verhalten. Diese Thatsache zeigt, von welcher Bedeutung die kirchliche Frage für unser ganzes Leben ist.

Das ist eine Erscheinung, welche eine Eigentümlichkeit der christlichen Geschichtsperiode bildet. In der Zeit der Antike war sie unmöglich. Denn damals bildete die Religion nur einen Bestandteil des staatlichen Lebens und war nicht eine selbständige Größe. Es war Aufgabe des Staats, die religiösen Gebräuche und Ordnungen festzusetzen, so gut wie er die Ordnungen des übrigen Lebens festsetzte. Daß die Religion eine vom staatlichen Gesetz unabhängige Provinz für sich bilde, kam nicht zum Bewußtsein, sie war Sache der Ueberlieferung, nicht der Ueberzeugung; die Erfüllung der religiösen Pflichten war eine Sache des bürgerlichen Gehorsams, nicht eine Frage der Wahrheit; von der überlieferten Religion abzuweichen, war Verletzung der Staatspflicht; das religiöse Gewissen war noch nicht entdeckt. Uns ist dieses ganze Gebiet Sache des persönlichen Gewissens, der innern Ueberzeugung, eine Frage der Wahrheit, nicht des staatlichen Gehorsams. In Israel allerdings finden wir Analogien zu der Stellung, wie sie uns jetzt als selbstverständlich erscheint. Die Propheten haben nicht selten ihre warnende und strafende Stimme gegen die staatlichen Autoritäten und ihre politischen Maßnahmen erhoben. Sie sind von der staatlichen Gewalt oft genug darum verfolgt und mißhandelt worden; aber sie haben sich auf die höhere Autorität Gottes berufen gegen die staatlichen Autoritäten. Hier haben wir die Anfänge einer Geltendmachung des Gewissens, wie wir sie auf dem heidnischen Boden der Antike nicht finden. Aber zu einer klaren Sonderung zwischen dem politischen und religiösen Gebiet, dem des Staates und dem der Kirche, wie es uns geläufig ist zu sagen, ist es auch hier nicht gekommen. Wenn auf dem Boden der antiken Völker die Religion eine Domäne

des Staats war, so war in Israel der Staat eine Domäne der Religion. Dort war die religiöse Lebensordnung ebenso staatlich bedingt, wie die rechtliche Ordnung; hier war die politische und rechtliche Ordnung unmittelbar religiös bedingt. Dort haben wir Staatsreligion im unbedingten Sinn, hier Religionsstaat in voller Ausprägung. Das sind die zwei Formen, die sich auch in der späteren christlichen Zeit wiederholen, als die beiden Abweichungen von der Wahrheit. Beide sind Irrtümer; denn dort kommt das religiöse Leben nicht zu seinem Recht, hier das bürgerliche, staatliche Leben.

Christus hat beide von einander gesondert. Erst auf dieser Sonderung soll der Bund beruhen, in den sie mit einander zu treten allerdings berufen sind. Wenn Jesus einmal von sich ablehnt einen Erbstreit zu schlichten, so erkennt er damit das Rechtsgebiet als ein selbständiges an, welches nach seiner eigenen Vernunft zu ordnen ist, nicht von der Religion aus. Und wenn er auf die versuchliche Frage der Pharisäer, ob es recht sei, daß das Volk Jehovas dem heidnischen Kaiser Steuer entrichte und so seine Oberhoheit anerkenne, mit dem bekannten Wort antwortet: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gotte was Gottes ist, so sondert er damit die beiden Gebiete, das staatliche und das religiöse als zwei selbständig neben einanderstehende und von einander unabhängige, und zwar nicht bloß in dem Sinn, daß er dem religiösen etwa bloß eine individuelle Existenz im Innern des Herzens anwies; denn er hat es mit Vertretern eines religiösen Gemeinwesens zu thun, sondern er versteht die Religion zugleich im Sinne des religiösen Gemeinwesens, oder wie wir jetzt sagen, der Kirche.

Dieses Wort Christi — führt einmal Guizot aus — ist das Lösungswort der christlichen Zeit und ihrer Ordnung der Dinge geworden. Die ganze christliche Völkerordnung ruht auf demselben und auf der Sonderung jener beiden Gebiete, die es begründet hat. Die Verkennung dieser Sonderung ist ein Rückfall in die vorchristliche Vorstufe. Das religiöse oder kirchliche Gebiet zu einer Staatssache zu machen, ist eine Erneuerung des heidnischen Princips; den Staat zu einer Sache der Religion oder

Kirche zu machen, die Theokratie, ist eine Erneuerung des alttestamentlichen jüdischen Princips.

Jenes christliche Princip allein ist die Garantie der Freiheit, denn wenn wir gegen etwaigen Absolutismus der weltlichen Gewalt mit Erfolg Opposition sollen machen können, so müssen wir einen Standort haben außerhalb ihres Machtgebiets in dieser Welt. Ist die Religion Sache auch der staatlichen Gewalt, so ist das nicht möglich; nur wenn sie ein selbständiges Gebiet ist. So viel und oft das Wort: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, in alter und neuer Zeit mißbraucht worden sein mag — und was ist nicht dem Mißbrauch ausgesetzt? — so ist es doch das Wort der berechtigtesten Freiheit. Denn nur wenn die weltliche Gewalt nicht ein und alles ist, giebt es eine Schutzwehr der Freiheit. Wir bezeichnen alle die Gewissensfreiheit als ein unveräußerliches Gut der Menschheit. Der Gedanke der Gewissensfreiheit ist mit dem Christentum in die Welt getreten. Die Stunde, in welcher Petrus vor dem hohen Rat in Jerusalem jenes Wort sprach, war die Geburtsstunde der Gewissensfreiheit. Die christlichen Apologeten, welche im Widerspruch gegen die Forderung der römischen Staatsgewalt in religiösen Dingen sich auf jenes Wort stellten, waren die Vertreter der Gewissensfreiheit im römischen Weltreich, welches noch lange sich gegen die Anerkennung desselben sträubte. Also die christliche Gesellschaftsordnung ruht auf der Sonderung von Staat und Kirche.

Allerdings hat das Nebeneinanderbestehen zweier selbständiger Gebiete seine Schwierigkeiten. Es wäre einfacher, wenn es keine solche Zweiheit gäbe, sondern nur Eines, entweder nur Kirche oder — da dies nicht möglich ist — nur Staat. Die Rechnung würde viel glatter verlaufen. Aber ruht nicht alles Leben auf der Gegenwirkung der Kräfte? Wenn es nur Centripetalkraft gäbe, so würde unsre Erde in die Sonne stürzen, und das wäre ihr Tod. Und wenn es nur Centrifugalkraft gäbe, so würde sie in alle Weiten irren, und das wäre ihr Verderben. Wohl ist es eine schwere Aufgabe, gesonderte oder widerstreitende Kräfte zu einigen; aber der Lohn ist auch um so größer. Der Tod ist auch ein Friede, aber eben ein Friede des Todes; die Einigung der

Gegenfäße ist ein reicherer Friede; denn es ist der Friede des Lebens.

Und zum mindesten: die Kirche ist nun einmal eine That-
sache, mit der man rechnen muß. Auch wenn sie nur eine
Schöpfung des menschlichen Geistes wäre und nicht wie wir von
ihr glauben, eine göttliche Stiftung, wäre sie eine wunderbare
Institution. Ich rede jetzt nicht vom innern Wesen der Kirche,
nur von ihrer geschichtlichen Thatsächlichkeit. Es ist uns geläufig,
Kirche und Staat mit einander zu verbinden. Aber kein Staat
kann sich mit der Kirche messen, weder an Alter des Bestandes,
noch an Elasticität des Lebens. Wie viel Stürme sind über sie
hingegangen! Sie hat sie alle überdauert. Völker und Reiche
sind von der Erde verschwunden, die Kirche ist geblieben. Der
Wechsel der Zeiten hat sie auch mit betroffen; die Veränderungen,
welche der Geist der Menschheit und die menschliche Gesellschaft
erfahren, haben auch für die Kirche Veränderungen im Gefolge
gehabt; sie ist mit hineingezogen worden in den Strom der Ge-
schichte und hat sich von ihm mit fortziehen lassen; aber sie
selbst ist doch dieselbe geblieben. Ihre Formen haben sich geändert,
ihre Gestalt ist eine andere geworden; ihr Wesen ist das gleiche
noch wie vor, und ihr Bekenntnis dasselbe wie in den Tagen der
Apostel. Es ist das Bekenntnis zum Dreieinigen und es ist die
Anbetung Jesu Christi. Sein Kreuz ist uns das Zeichen des Heils,
wie die Predigt Pauli das Kreuz zum Inhalt hatte, und die Ge-
meinschaft der Kirche ist uns noch ebenso der Weg der Rettung,
wie Petrus sie in seiner Predigt an Pfingsten als die Rettung
bezeichnete. Die Kirche hat Einbußen erlitten, aber sie hat dafür
um so reichere Eroberungen gemacht. Sie hat die Völker der
Zukunft erobert, das Abendland Europas und die Länder des
Westens. Sie hat viele Angriffe erfahren, aber sie ist der Ambos,
auf dem sich noch alle Hämmer zerschlugen. Der Geist der Ver-
neinung hat sie bekämpft und schien siegreich zu sein; aber sie
hat auch die Stürme des Unglaubens abgeschlagen. Zur Zeit
Voltaire's und Friedrich's II. hat man auf ihren Tod gewartet.
Aber wenn man Voltaire's Namen nicht mehr nennen wird, wird
sie noch sein. Sie scheint bei Seite geschoben durch den Geist des

Fortschritts, der die Welt durchzieht. Aber wenn die stamenswerten Fortschritte unsres Jahrhunderts die Erde zu Einer großen Stadt des Menschengeschlechts gemacht haben werden, wird man sehen, daß man damit nur der Kirche ihre Stätte bereitet hat. Die Arbeit der Mission geht nur langsam vorwärts. Aber sie wird am Ende die Welt erobern. Wunderbar, unvergleichlich, ja göttlich ist es — ruft Pascal aus — daß diese Kirche, die immer bekämpft wurde, immer gedauert hat. Und wunderbar, dieses Factum hat Christus vorausgesagt: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“

Und eine solche Thatsache kann nicht ohne die größte Bedeutung für das gesamte öffentliche Leben sein.

Warum nun die weit verbreitete Abneigung gegen die Kirche? Man gesteht es vielleicht nicht immer ein; aber sie ist da. Sie kleidet sich vielleicht in das Gewand des äußeren Respects; aber dahinter verbirgt sich die Gleichgiltigkeit, und die Seele der Gleichgiltigkeit ist die Abneigung.

Was hat man gegen die Kirche? Ich rede nicht von denen, welche von Religion überhaupt nichts wissen wollen. Daß diese auch von der Kirche nichts wissen wollen ist natürlich. Und der Atheismus ist weiter verbreitet als Sie vielleicht glauben. Nicht blos etwa in den Reihen der Socialdemokratie. Ihre Anhänger haben ihn nicht erst erfunden, sondern ihn selbst erst von den höheren Ständen gelernt. Sie ziehen nur die praktischen Consequenzen davon. Das ist der gewöhnliche Gang der Dinge. Die höheren Stände fangen an, die niedrigeren folgen nach. Aber was bei jenen vielleicht ein Spiel des Geistes oder ein Luxus ist, den man sich verstaten zu können glaubt, gewinnt bei diesen eine ernsthafte Gestalt, und eine sehr ernsthafte. Ich las dieser Tage, daß in einer Zeitung für das höhere Unterrichtswesen gestanden, „die Naturforschung soll streben, den Gottesbegriff aus den Köpfen der Schüler zu eliminieren.“ Ich kann das Citat nicht kontrollieren. Aber wenn dem so ist, so werden Sie sich selbst sagen, welche Frucht aus solcher Saat in den jugendlichen Gemüthern erwachsen wird. Denn es ist natürlich Thorheit, die Natur an die Stelle Gottes setzen zu wollen. Die Natur ist blind und

herzlos; zu ihr kann kein lebendiges persönliches Herzensverhältnis bestehen. Solche Theorien sind nicht blos Wahnsinn, sondern ein Verbrechen an der Nation. Aber noch in diesen Tagen äußerte Virchow im preussischen Landtag (8. Febr. 1882): „Wir wollen weder die Freiheit noch die Unfreiheit der Kirche; wir wollen am liebsten gar keine Kirche. Es wird schon eine Zeit kommen, wo Sie einsehen werden, daß die Kirche eine bedenkliche Institution ist, welche nur dazu beitragen kann, die Gewissen zu bedrücken.“ Er hat es vielleicht nicht so schlimm gemeint, wie die Worte lauten; aber die Worte lauten so und gehen so hinaus in die Welt und thun ihre Wirkung. Und bedenken Sie, welches weitverbreitete Ansehen Virchow als Gelehrter genießt. Wenn ein solcher Mann ein solches Wort spricht, so ist das nicht auf gleiche Linie mit einer gewöhnlichen Bierrede zu stellen. Es ist aber thöricht zu meinen, man könne zwar Religion und Christentum wollen, aber nicht in der Form der Kirche. Das ist wohl die Meinung nicht weniger in der Blütezeit der Culturkampfperiode gewesen. Diese Zeit liegt in unsern schnelllebenden Tagen schon ziemlich weit hinter uns zurück. Und ich will nicht die ungewaschenen Neben jener Tage ins Gedächtnis zurückrufen, und die Art und Weise uns vergegenwärtigen, wie man damals die „Jagd auf das Schwarzwild“, wie man sich etwa ausdrückte, betrieb, und die Kirche als ein gemeinschädliches Institut ansah und behandelte. Die Erkenntnis oder wenigstens die Stimmung ist gegenwärtig ziemlich weit verbreitet, daß man jenes Mal zu weit gegangen und die Kirche ungerecht behandelt, und daß man die Kirche nicht bekämpfen kann, ohne die Religion zu schädigen, daß aber die Religion schädigen nichts anderes heißt, als unser Volk selbst schädigen. Ich las vor kurzem ein interessantes Zeugnis hierüber aus einem Kreise, in dessen Lager vor zehn Jahren eine fröhliche Kampfesstimmung herrschte. Im Abschiedswort der eingegangenen — bekanntlich liberalen — Zeitschrift „Im Neuen Reich“ heißt es am Schluß: „Es kann und darf nicht so für alle Ewigkeit fortgehen, daß unter dem politischen Getöse des Culturkampfes die Entchristlichung des deutschen Volkes mit Riesenschritten sich vollendet. Nach allen Erfahrungen der Geschichte

und allem was wir die letzten zehn Jahre erlebt haben, würde unter den Trümmern der katholischen Kirche die evangelische Kirche mit begraben werden, und auf den Ruinen derjenigen Gewalten, welche bisher die stärksten Wurzelkräfte nicht bloß der christlichen, sondern der Freiheit überhaupt gewesen sind, würde sich nichts erheben, als die unheimliche Gestalt eines hochcentralisirten allmächtigen heidnischen Staatswesens in demokratisch-cäsarischem Gewande. Was Toqueville einst als Frucht langer Beobachtungen moderner Staatenentwicklung, germanischer wie romanischer Rasse ausgesprochen hat, behält noch heute seine Gültigkeit: „Will ein Volk wahrhaft frei sein, dann muß es feste religiöse Ueberzeugungen haben, und entschlägt es sich des religiösen Glaubens, dann muß es der Knechtschaft verfallen.“ Der Einzelne mag in unsern Tagen immerhin wädhnen, auch fernab von allem Kirchentum religiöse Empfindungen pflegen zu können; das deutsche Volk wird seinen religiösen Glauben immerdar nur in den überlieferten Formen der christlichen Kirchen zu suchen wissen, und wenn es ihn dort nicht mehr findet, wird es ihn gänzlich verloren haben. Deshalb halte ich für religiösen, für nationalen, für freiheitlichen Gewinn jede Ausgleichung im Kirchenstreite, welche dazu beiträgt, den gegenwärtigen Bestand positiven Christentums aufrecht zu erhalten und der ferneren Auflösung christlicher Kirchengemeinschaft Einhalt zu thun.“ Ich bin ein Orthodoxer u. s. w.; aber ich könnte nicht anders sprechen, als hier gesprochen ist.

Aber Sie wenden vielleicht ein: Wohl Religion und Christentum wollen wir; es muß ein Gegengewicht da sein gegen die ausschließliche Beschäftigung mit den irdischen Interessen; das Gemüt verodet sonst und das Leben wird schließlich trostlos. Auch erkennen wir an, daß das Volk seine religiöse Nahrung nur in der Form der Gemeinschaft finden kann, daß also Kirche sein muß. Aber wir haben gegen die wirklichen Kirchen nicht geringe Bedenken. Und Sie erinnern mich vielleicht an die Greuel der Inquisition und der Hexenprocesse. Gewiß, das waren verabscheuungswürdige Greuel, die man mit dem Namen der Religion und des Christentums deckte. Aber sie kommen ebenso auf das

Conto des Staats wie der Kirche zu stehen, und die Juristen sind mit den Theologen unter gleicher Verdammnis; sie sind auf Rechnung jener Zeiten überhaupt zu setzen. Diese Zeiten sind vorbei. Wohl, sagen Sie etwa; aber die Zeit der Herrschucht der Kirche ist nicht vorbei. Und Sie erinnern mich vielleicht an Canossa. Canossa wäre nicht gewesen, wenn Kaiser Heinrich IV. weniger charakterlos gewesen wäre. Ein so schwankender Charakter war freilich einer so charaktervollen Persönlichkeit, wie Gregor VII. war, nicht gewachsen. Aber die Präensionen Roms sonst? Allerdings die Präensionen Roms sind nicht zu vertragen. Wenn Rom mit seinen Ansprüchen der Herrschaft auch im weltlichen Gebiete Ernst macht, kann kein Staat in der Selbständigkeit, die ihm zukommt, bestehen. Das erkenne ich vollständig an. Aber was gehen den Staat die principiellen Ansprüche Roms an? Und gegen factische Uebergriffe kann er sich wehren; gegen Principien als solche aber soll er sich nicht wehren; denn er kann nicht gegen Ueberzeugungen kämpfen, sondern nur gegen Thatfachen. Und muß man denn gegen alle Ansprüche kämpfen? Kann man sie nicht auch ignorieren? Muß man jeden Handschuh aufheben, der einem hingeworfen wird? Kann man einen solchen Handschuh nicht auch liegen lassen? Rom hat gegen den Westfälischen Frieden und gegen die Wiener Schlußacte, die Grundlagen unsrer gegenwärtigen Staatenordnung, protestirt — man hat den Protest einfach ad acta gelegt, und Rom hat sich gefallen lassen; es war ihm genug, sein Princip gewahrt zu haben; die Freude kann man ihm lassen. Es hat gegen die preussische Königswürde protestirt — und Preußen ist über den Protest zur Tagesordnung übergegangen und er hat nicht verhindert, daß zu Zeiten beste Freundschaft zwischen beiden war; und was war, kann wieder werden. Hat die römische Kirche ihre Macht mißbraucht — hat der Staat sich nicht auch Mißbrauch seiner Macht gegen die Kirche zu Schulden kommen lassen? Genugsam. Vielleicht gleicht sich die Rechnung aus. Und sollen wir einer Sache das Recht der Existenz darum absprechen, weil sie mißbraucht werden kann oder gefährlich ist? Was ist nicht dem Mißbrauch ausgesetzt? Da müßten wir viel abschaffen. Wo sollten wir aufhören?

Und gilt der Mißbrauch von der römischen Kirche — von der evangelischen kann es niemand behaupten. Es widerspricht ihrem Wesen, und es ist bei ihrer ganzen Organisation faktisch unmöglich, daß sie sich das Gebiet des Staates anmaßt. Da ist also jener Vorwurf völlig hinfällig. Und vergessen Sie nicht, daß in Deutschland den 15 Millionen römischer Katholiken 30 Millionen Evangelische gegenüberstehen.

- Aber sagen Sie vielleicht, intolerant ist die evangelische Kirche auch, sie läßt keine andere Wahrheit gelten als die ihre. Meine Herren, alle Wahrheit ist intolerant. Denn wenn sie dem Gegenteil ebensoviel zugesteht, als sie für sich in Anspruch nimmt, so hört sie auf Wahrheit zu sein und wird zum Zweifel. Als Pilatus Jesum spöttisch fragte: was ist Wahrheit — so war es der Zweifel, der alle Wahrheit leugnet, der aus ihm sprach. In Jesu aber stand ihm der gegenüber, der von sich sagte: ich bin die Wahrheit. Aber wo war die Verfolgung — bei der Toleranz des Zweifels oder bei der Intoleranz der Wahrheit? In der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts erschien eine sehr interessante Streitschrift eines philosophisch gebildeten Heiden Namens Celsus wider das Christentum. Der christliche Eifer der späteren Zeit hat sie vernichtet. Aber der christliche Gelehrte Origenes hat in seiner Erwiderung, welche er dagegen verfaßte, so ziemlich die ganze Streitschrift des Heiden mit aufgenommen, so daß man sie daraus reconstruieren kann und reconstruiert hat. Am Schluß seiner Polemik macht Celsus den Christen einen Vorschlag: sie sollen in Frieden gelassen werden, wenn sie nicht die ausschließliche Wahrheit in Sachen der Religion zu besitzen behaupten, sondern auch die andern Religionen anerkennen und so nur eine Religion neben andern sein wollten im großen Pantheon des römischen Reichs. Also er bot den Frieden an auf dem Boden der gegenseitigen Toleranz. Die Christen haben den Vorschlag abgelehnt und haben sich lieber noch anderthalb Jahrhunderte verfolgen lassen. Hätten sie ihn angenommen, so gäbe es heute kein Christentum und keine christliche Kirche mehr. Ihre Ablehnung hat die Zukunft derselben gesichert. Wenn die Wahrheit nicht mehr an sich selbst glaubt, glauben auch die Menschen nicht an

sie. Wenn sie aber an sich glaubt, muß sie das Gegentheil verwerfen. Wollen Sie das Intoleranz nennen, so ist das nur eben die Intoleranz des Gewissens, welchem Wahrheit und Irrtum oder vollends Lüge nicht gleichgültig ist. Also wollen wir die Kirche haben, so müssen wir sie so haben wie sie ist.

Oder sollte man wirklich die Kirche nicht haben wollen? Nun wohl, denken wir uns einmal die Kirche weg — wenn es uns möglich ist, dieß überhaupt zu denken. Nicht einmal die Kirchtürme — sagt Dahlmann einmal in seiner Politik — werden wir uns wegdenken wollen aus unsren Landschaften, sie gehören zum landschaftlichen Bild. Oder die Kirchen aus unsern Städten, damit der Raum für den Geschäftsbetrieb nicht verkürzt werde? Der Raum, den eine Kirche einnimmt, ist wertvoller als der Nutzen den sie stiftet. Wirklich? Ist der Raum, den eine Kirche einnimmt, wertvoller als der Raum den ein Gefängnis einnimmt? Ich glaube kaum. Es ist aber gewiß, daß jede fehlende Kirche durch ein Gefängnis oder wenigstens durch eine Kaserne ersetzt werden müßte. Und diese würde vielleicht mehr kosten als jene. Wir würden es bald merken im Leben, was diesem fehlt, wenn die Kirchen fehlen würden. Man lernt den Wert eines Gutes erst dann recht schätzen, wenn man es verloren hat, Und man würde es merken, was unser ganzes Leben für ein unerseßliches sittliches Gut verloren hätte. Und wenn es nur der Ton der Glocke wäre, den wir nicht mehr hörten und der die Herzen und Gedanken von der Erde weg ruft und an die Ewigkeit erinnert. Schiller hat das ganze Leben von der Geburt bis zum Tode an die Stimme der Glocke geknüpft. Und ich denke, es ist nicht bloß eine schöne Poesie, die wir an diesem Liede besitzen. Es wäre nicht diese Poesie, die es ist, wenn es nur Poesie wäre.

Welches ist nun aber also die Bedeutung der Kirche für unser gesamtes öffentliches Leben? Ich kann dieses Gebiet bei weitem nicht ganz umschreiben. Ich muß mich begnügen, nur etliche Punkte herauszuheben.

Als Christus von seinen Jüngern schied, gab er ihnen den Befehl, in alle Welt auszugehen und die Völker der Erde durch ihr Wort und die Taufe zum Bunde eines gemeinsamen religiösen

Glaubens und Lebens zu sammeln. Die Kirche ist also — ich bleibe mir bei der nächsten äußeren Erscheinung stehen — ein religiöser Bund des Glaubens und Lebens, der alle Völker umfassen soll. Und sie ist seit den achtzehn hundert Jahren ihres Bestehens auf dem Wege dieser Bund zu werden. Sie schließt die Völker der Geschichte jetzt schon in ihre Grenzen. Und wir sind gewiß, daß das Christentum noch einmal alle Völker umfassen soll. Dies ist die Aufgabe der Mission, im Bund mit den geschichtlichen Fortschritten des Culturlebens dieses Ziel zu verwirklichen. Und sie wird es verwirklichen. Machen wir uns diesen Gedanken deutlich: ein religiöser Bund der ganzen Menschheit — es ist ein Gedanke von bewundernswürdiger Kühnheit und Großartigkeit und doch wieder Einfachheit. Keinem der großen Geister der alten Welt ist er gekommen und wäre er möglich gewesen. In jenem Winkel Palästinas ist er geboren, arme Zöllner und Fischer waren seine Apostel, ihre Waffe war das Wort und das Leiden, und ihr Gedanke hat die Geister erobert und wird die Welt erobern, und sein Weg ist von einer Fülle von Segnungen begleitet. Die Kirche ist die große Internationale der Welt, welche das Band der Gemeinschaft zwischen den Völkern knüpft. Sie wenden vielleicht ein: aber die Kriege sind seitdem nicht weniger geworden. Allerdings. Denn Ehrgeiz, Selbstsucht, kurz die Sünde hat ihre Macht auf der Erde nicht verloren. Wir sagen uns alle, daß, wenn der christliche Geist zu rechter Herrschaft käme, auch das Verhältnis der Völker zu einander ein anderes sein würde. So nun aber ist der ewige Friede nur ein schöner Traum. Aber etwas ist doch gewonnen: Hinter der blutigen Arbeit des Krieges geht die Barmherzigkeit einher und sucht die Wunden zu verbinden, welche der Krieg schlägt. Er ist doch menschlicher geworden. Und das ist eine Wirkung der Kirche, dieser großen Predigerin der Barmherzigkeit.

Es ist uns geläufig geworden, vom Reiche Gottes zu sprechen, um damit die Aufgabe der Kirche zu bezeichnen. Das ist ein christlicher Gedanke, welcher der alten Welt fremd war. Was verstehen wir darunter? Ich will keine theologische Erklärung aufstellen, sondern begnüge mich mit dem Nächstliegenden, wenn

ich sage, das Reich Gottes ist die Gemeinschaft der thätigen Menschenliebe. Ich brauche dies Wort der allgemeinen Menschenliebe nur zu nennen, um Ihre Gedanken an eine ganze Fülle von Segnungen zu erinnern, welche wir der Verkündigung derselben verdanken. Sie sagen vielleicht: aber die allgemeine Menschenliebe ist unabhängig von der Kirche. So ist sie wenigstens erst durch die Kirche in die Welt gekommen; denn vorher war sie nicht da. Und ob sie unabhängig von ihr ist? Im einzelnen Falle wohl. Es kann eine Wirkung bestehn, auch ohne des Zusammenhangs mit ihrer Ursache bewußt zu sein. Der Canal, der die durstige Wiese bewässert, kann noch eine Weile Wasser haben, auch wenn ihm der Zufluß vom Strome fehlt. Aber die Wirkung im Ganzen kann nicht ohne die Ursache bestehn. Die Selbstsucht, welche die herrschende Macht in der menschlichen Gesellschaft, weil in der menschlichen Natur, bildet, bedarf immer der Gegenwirkung von einer entgegengesetzten Macht aus.

Und was nun von der Gesamtheit der Menschheit gilt, gilt auch vom einzelnen Volke. Ich will jetzt nicht von dem reden, was insonderheit unser Volk dem Christentum und der christlichen Kirche verdankt. Ich will mich auf das Allgemeine beschränken, was von einem jeden Volke gilt. Jedes Volk besteht in seiner gesellschaftlichen Ordnung aus dem Unterschied der Stände und Besitztümer. Und der natürliche Egoismus ist stets geneigt, diesen Unterschied zum Gegensatz zu steigern. Und die Reibungen der Gegensätze rufen dann die Verbitterung der Gemüther, die Geister des Neides und der Begierde, kurz alle die Uebel hervor, die wir kennen und welche vor allem die Gegenwart mit so ernsten Gefahren bedrohen. Die Kirche ist die ausgleichende, versöhnende Macht. Ich will nur an Eines erinnern, etwas ganz Außerliches, was wir alle Sonntage erleben. Es liegt doch eine versöhnende Macht von ungeheurer Bedeutung in der Thatfache, daß in demselben Raume der Kirche, auf denselben Bänken sich die Genossen der verschiedensten Stände zusammenfinden, daß ihnen dasselbe Wort verkündigt wird, daß sie ihre Stimmen in demselben Liede vereinigen, in demselben Gebet sich ihre Gedanken begegnen, daß sie um denselben Altar sich versammeln, dasselbe Brot em-

pfangen, aus demselben Kelch trinken. Und das kann nicht ohne Wirkung auch für das Leben bleiben. Und nun noch die that-sächliche Ausgleichung in der Thätigkeit der christlichen Barmherzigkeit! Ich kann Ihnen jetzt nicht die Geschichte der christlichen Barmherzigkeit vorführen. Aber unter allen Blättern der Geschichte der Kirche ist dies das leuchtendste Blatt. Und es ist ein ganz neues Blatt, welches die Geschichte der Menschheit mit dem Christentum und der Kirche aufgeschlagen hat. Vorher war es völlig unbeschrieben. Jetzt ist es mit den leuchtendsten Lettern bedeckt. Und unsre Zeit — das muß man von ihr rühmen — ist eifrig bemüht, diese Schrift reichlich zu vermehren. Ich brauche Sie aber nicht erst darauf aufmerksam zu machen, von welcher verfühnenden, ausgleichenden Bedeutung diese Arbeit ist. Diese Arbeit aber wäre nicht, wenn das Christentum nicht auch als eine sociale Macht in die Welt getreten wäre. Die Kirche ist eine Macht der socialen Ausgleichung.

Und nicht minder eine Macht der socialen Sittlichkeit. Zwar zunächst wendet sich das Wort der Kirche an den Einzelnen und sucht in ihm ein neues inneres Leben hervorzurufen, daß sein ganzes Thun und Treiben von einem neuen sittlichen Geiste erfüllt werde. Und es liegt auf der Hand, daß diese sittliche Wirkung in den Einzelnen nicht ohne die einflußreichste Wirkung auf das gesamte sittliche Leben der Gesellschaft bleiben kann. Denn es ist doch nicht gleichgültig, auch für Handel und Wandel, ob einer in seinem Geschäftsleben von christlichem Geiste erfüllt ist oder nicht. Diese sittliche Wirkung in den Einzelnen aber fixiert sich für das Gesamtleben in den Sitten und Ordnungen des gemeinsamen Lebens. Ich erinnere Sie nur an Eines, an den Sonntag. Die alte Welt kannte einen solchen Ruhetag in der Woche nicht. Es liegt aber auf der Hand, von welcher tiefgreifenden Bedeutung derselbe nicht blos für das leibliche Leben und die öffentliche Gesundheit, sondern auch für das ganze Geistes- und Gemüthsleben und insonderheit für das Familienleben ist in dem Maße, als das Arbeitsleben der modernen Zeit alle Nerven anspannt und die Zeit der Woche in Anspruch nimmt und in weiten Kreisen die Einzelnen dem Familienleben entzieht. Und es

ist doch nicht gleichgültig, ob uns die religiöse Sitte und Ordnung des täglichen Lebens immer wieder daran erinnert, daß wir nicht in den Gedanken und dem Getriebe des irdischen Lebens und der zeitlichen Dinge untergehen, sondern auch unsrer höheren Bestimmung und unsers ewigen Zieles eingedenk bleiben sollen. Es wird durch solche Erinnerungen auch das irdische Leben und seine Interessen und Aufgaben und Freuden mit höherem Gehalte erfüllt. Es ist aber die Kirche, welche durch ihr bloßes Dasein daran erinnert und durch ihr Wirken, wenn ich so sagen darf, das Salz in das irdische Leben streut, damit es vor Fäulnis bewahrt bleibe.

Kein Volk trägt in sich die Gewähr bleibenden Bestandes. Auch die reichsten Kräfte erschöpfen sich. Aber wir sagen uns alle: wenn ein Volk seinen Christenglauben bewahrt und christlicher Sinn und Geist in ihm lebendig bleibt, so hat es darin die Gewähr des Bestandes. Das Gefäß aber des christlichen Sinnes und Geistes und die Organisation des christlichen Lebens ist die Kirche. Sie ist die Fassung der Quelle, welche sich von da aus belebend und befruchtend über die Gefilde des gesamten nationalen und gesellschaftlichen Lebens ergießt.

In unsern Tagen aber hat die Kirche, wenn ich recht sehe, eine doppelte Bedeutung und Wichtigkeit. Lassen Sie mich ein kurzes Wort von unsrer Zeit sagen.

In wenigen Jahren ist das hundertjährige Gedächtnis der ersten großen französischen Revolution. Und dies ist nicht eine bloße historische Erinnerung. Unsere Zeit hat auch eine große sachliche Verwandtschaft mit der Zeit, welche jener Katastrophe vor hundert Jahren vorherging. Und wer weiß, ob wir nicht einer ähnlichen Katastrophe entgegentreiben. Ich wenigstens wage es nicht unbedingt zu verneinen. Wie sich jenesmal der dritte Stand emporarbeitete und, weil er die Majorität der Nation ausmachte, sich an der Stelle der bis dahin allein herrschenden beiden oberen Stände, Aristokratie und Clerus, in die Herrschaft setzte, so arbeitet sich unfraglich jetzt der vierte Stand durch und sucht sich, weil er die Mehrzahl im Volke repräsentiere, an die Stelle des herrschenden und besitzenden dritten Standes zu setzen. Und

wie diese Veränderung damals auf, dem Wege jener gewaltjamen Explosion erfolgte, welche eine Reihe von Existenzen zertrümmerte und der Welt eine neue Gestalt gab, so ist zu fürchten, daß auch diese uns drohende Veränderung auf dem Wege einer gewaltjamen Explosion erfolgen wird, die eine Reihe von Existenzen zertrümmert und der Welt eine neue Gestalt giebt. Zündstoff ist in Menge aufgehäuft — das kann sich Niemand verhehlen. Was aber jener Bewegung damals Kraft und Erfolg gab, war dies, daß es sich nicht bloß um äußere politische Veränderungen handelte, sondern daß den politischen Bewegungen eine neue Weltanschauung zu Grunde lag, welche sich durchzusetzen suchte. Es war die Richtung der Aufklärung oder des Liberalismus oder wie man sie nennen mag, deren Prophet Rousseau mit seinem Naturevangelium war und welche die natürliche Gleichheit Freiheit und Güte aller Menschen proklamierte. So ist es auch jetzt nicht bloß eine äußere Veränderung, um welche es sich handelt, sondern eine neue Weltanschauung, welche sich durchzusetzen sucht. Und diese Weltanschauung ist die materialistische Denkweise, das Evangelium vom Stoff und seinen Kräften und Gesetzen, aus welchen sich alles erkläre, mit seiner Predigt vom Genuß des irdischen Lebens, welcher allein den Zweck des Daseins bilde, und mit seiner Moral vom Kampf des Daseins, welcher das Recht des Stärkeren, d. h. den Egoismus zum Princip erhebt und den Erfolg als die sittliche Rechtfertigung ansieht. Dies aber heißt die gesamten sittlichen Grundlagen der bisherigen Gesellschaft umstürzen und durch andere ersetzen, die wir als unmännlich werden bezeichnen müssen. Die Gefahr aber liegt darin, daß diese Denkweise nicht etwa bloß in den Vertretern des vierten Standes zu Hause ist. Wie die neuen Ideen, welche die Jacobiner seinerzeit in blutige Wirklichkeit umsetzten, damals von den höheren Ständen ausgingen, so daß diese von ihren eigenen Konsequenzen widerlegt wurden, so haben auch die Propheten des neuen Evangeliums unserer Tage ihr Credo nicht selbst erfunden, sondern sie haben es von den höheren Ständen gelernt. Die Gleichgültigkeit gegen den Himmel und das ewige Leben, die ausschließliche Betonung der irdischen Interessen, des Erwerbes und Genusses u. s. w., kurz

der ganze praktische Cultus des materiellen Daseins ist zuerst von den höheren Ständen gepflegt worden, ehe die niederen damit in ihrer Weise Ernst zu machen sich anschickten. Der Feind ist in der Festung selbst. Darin besteht die Schwäche der Festung, die sie fallen machen wird.

Außere Mittel beschwören diese Gefahr nicht. Auch die bestgemeinten Gesetze reichen nicht dazu aus. Das vermag nur eine moralische Macht, welche zugleich eine sociale ist. Diese moralische Macht ist allein die Religion, das Christentum. Die sociale Wirkung des Christentums aber beruht in der Kirche, welche die Organisation desselben ist. Die Kirche aber übt ihren Einfluß durch die Kirchen und Parochien. In dem Maße als die Kirchenlosigkeit besonders der großen Städte zunimmt, nimmt die Gefahr der Zukunft zu. Sehen Sie in der Socialdemokratie eine Gefahr der Zukunft, ihre Hauptgefahr, so giebt es dagegen nur ein durchschlagendes Mittel, das ist die ausreichende kirchliche Verjorgung. Kirchenlosigkeit und sittliche Verwilderung mit allen ihren auch materiellen Folgen stehen im engsten inneren Zusammenhang mit einander. Das hat z. B. auch der „Hamburger Correspondent“, eine besonnene Zeitung, vor etlichen Jahren einmal in einem sehr bemerkenswerten Artikel anerkannt und ausgeführt. Weder Polizei, noch Armee, noch auch Gesetze, helfen der sittlichen Verwilderung und ihren Folgen gründlich ab, so nötig und nützlich dies alles ist; noch weniger thun es natürlich die Gefängnisse, so gut sie eingerichtet sein mögen. Vermehrte Parochien mit den nötigen Kirchen und Geistlichen, — Sie dürfen sich dessen versichert halten — das allein kann gründlich helfen — so fremdartig Ihnen vielleicht dieser Gedanke erscheinen mag. Machen Sie sich nur selbst deutlich: wenn mitten in einem Häusercomplex, in welchem etwa vor andern sittliche und materielle Verwahrlosung, Verwilderung, Trunksucht und Zerrüttung des Familienlebens u. s. w. zu Hause sind, wenn da eine Kirche, wäre es auch nur eine Kapelle mit einem Geistlichen mit fester Wohnung hineingesetzt wird und der Geistliche läßt sich nur einigermaßen seine, wenn auch nicht angenehme Aufgabe angelegen sein — glauben Sie nicht, daß man die Wirkungen davon spüren würde?

Ohne alle Frage. Jede Kirche mit ihren Geistlichen ist ein Mittelpunkt, von dem eine Reihe sittlicher Wirkungen ausgeht. Es gibt, ich wiederhole es, kein durchschlagenderes Mittel, um den sittlichen und socialen Gefahren entgegen zu arbeiten, welche unsere ganze Zukunft bedrohen. Und alles Reden von der socialen Bedeutung und Aufgabe der Kirche hilft nichts, wenn man ihr nicht in dieser Weise Wege und Brücken baut, daß sie an das Volk gelangen kann.

Und nun vergleichen Sie nur flüchtig den wirklichen Zustand. Unsere Zeit hat sich hierin die größten Versäumnisse zu schulden kommen lassen. Wir leben in großen und ganzen von den Kirchen der früheren Jahrhunderte; was die Gegenwart darin geleistet, hat mit den Fortschritten der Gegenwart weit nicht gleichen Schritt gehalten. Wir haben die Folgen davon zu fühlen. Bleiben wir bei uns selbst stehen. Und ähnlich wird sich in den meisten großen Städten und ihrer Umgebung verhalten. Was ich sage, soll niemandem zu Leide gesagt sein. Ich will nicht verletzen, sondern nur ein wenig unruhig machen. Wir haben hier in Leipzig vier Parochien von je 30—40 000 Seelen. Wir sollten mindestens noch einmal so viel, ja eigentlich dreimal soviel haben; denn eine Parochie sollte die Zahl von 10 000 Seelen nicht überschreiten. Sie kann dann nicht mehr ordentlich übersehen und besorgt werden. Wir haben an jeder Parochie drei bis vier Geistliche, so daß auf jeden durchschnittlich etwa 10 000 Seelen kommen. Schon 5000 ist zu viel; es sollten auf jeden nur etwa 3000 Seelen kommen; denn mehr kann er so gründlich, wie er sollte, nicht besorgen. Unsere Geistlichen arbeiten mit anerkanntem Eifer, zum Teil über ihre Kräfte, aber die Arbeit und Verantwortung geht über das Maß des Möglichen. Die Stadt und ihre Zahl ist viel mehr gewachsen, als die kirchliche Versorgung damit nur einigermaßen Schritt gehalten. Denn damit ist's nicht gethan, daß ein oder der andere Hilfsgeistliche oder Diakonus mehr angestellt wird. Vergewärtigen Sie sich nur z. B. unsere Südvorstadt und ihre Parochie mit ihren fast 40 000 Seelen. Es ist unmöglich, daß ihre drei oder vier Geistlichen damit fertig werden können. Und diese ganze ausgedehnte

Südvorstadt ohne eine einzige Kirche! Statt der einen projectirten großen Peterskirche müßten mindestens vier, und wenn es nur Kapellen wären, in diesem Quartier vorhanden sein — und grade in den Straßen, welche von den Armen am meisten bewohnt sind, ihnen vor Augen und zur Hand, so daß sie nicht weit darnach zu gehen hätten, mit Gottesdienst abends in der Woche, daß sie in den gewöhnlichen Kleidern besucht werden können, von den Frauen, wenn sie ihre Kinder besorgt haben, von den Männern, wenn sie von der Arbeit heimgelommen sind und nun doch auch etwas anderes hören wollen, als was der Tag und die Arbeit ihnen bot, und den Tag über und wenn es auch nur in einzelnen Stunden wäre, offen stehend, daß die Frauen oder auch die Männer einen Ort haben, wo sie einmal ein paar Minuten allein sein können, wozu sie sonst keinen Platz haben, wo sie ein stilles Gebet verrichten können, wo sie sich vielleicht auch einmal von den Menschen ungesehen ausweinen können, wo sie den Geistlichen bei der Hand haben, sich von ihm beraten oder trösten lassen zu können. Sie sagen sich selbst, die heilsame Wirkung davon wäre unfraglich.

Und nun unsere nächste Umgebung, die mit Kirchen und Geistlichen übersät sein sollte, weil wir es hier nicht etwa mit alten Bauerngemeinden zu thun haben, in welchen alte Sitte und Ordnung ist, sondern vielfach mit einer fluctuierenden Bevölkerung, ohne feste Sitte und Tradition. Da ist die Pfarochie Schönefeld mit über 33000 Seelen und zwei Geistlichen! Es ist geradezu unglaublich. Volkmarisdorf allein hat 11000 Seelen und keine Kirche und keinen Geistlichen, es sollte deren drei haben! Reudnitz mit seinen 13 000 Seelen hat endlich einen Geistlichen erhalten und sollte ebenfalls drei haben. Lindenau mit seinen 11 bis 12 000 Seelen wird von Leutzsch aus pastoriert, welches selbst 13 bis 14 000 hat und für sich allein drei Geistliche nötig hätte. Doch ich breche diese Aufzählung ab. Das Gesagte wird genügen, Ihnen zu zeigen, daß hier eine über das Maß gehende kirchliche Verwahrlosung vorliegt. Wollen wir uns nun noch wundern über die Erscheinungen, die zu Tage treten, und über die Schwierigkeiten und Gefahren, welche hier für die sittlichere Gesellschaft vorhanden sind?

Aber Sie sagen mir vielleicht, das würde ja unendliches Geld kosten und wir haben keines. Es gab eine Zeit wo wir heidenmässig viel Geld hatten. Für die Kirche hatte man auch da keines. Jetzt ist das heidenmässig viele Geld sehr zusammengeschnitten. Wohl; aber wenn man Geld haben will, hat man welches. Allerdings es würde Geld kosten, aber viel weniger als anderes. Hier zu sparen, ist eine Sparsamkeit, die sehr teuer kommt. Wo das Geld herkommen soll? Das bekannte englische Sprichwort sagt: wo der Wille ist, da findet sich auch ein Weg. (Where is the will, there is the way.) Man hat Geld zu allen möglichen und muß Geld zu vielem haben. Es würde sich auch dazu finden. Und ich will nur Eines nennen. Die letzte Zeit hat uns hier eine Reihe von großen Stiftungen und Legaten gebracht für allerlei Zwecke. Ich will keinem entgegen treten. Aber warum ist keinem der edlen Stifter oder Stifterinnen zu Sinn gekommen, ein paar Hunderttausend oder noch mehr für diesen Zweck zu bestimmen? Kein Geld würde besser angewandt sein. Je länger man aber wartet, um so schwieriger, ja unmöglicher wird es. Dann kommen etwa die Sekten und setzen sich fest: denn das religiöse Bedürfnis stirbt nicht aus. Findet es nicht seine gesunde Speise, so greift es nach ungesunder Speise; die große sociale Aufgabe aber, welche die Kirche zu erfüllen berufen ist für unser ganzes gesellschaftliches und nationales Leben, bleibt dann unerfüllt. Und schließlich kommt Rom und erntet wo es nicht gesäet hat. Denn seine straffe Organisation und die Mittel, die ihm zu Gebote stehen oder die es flüssig zu machen weiß, erleichtern ihm, das Terrain zu erobern, welches von der evangelischen Kirche ungenügend besetzt ist oder unbebaut gelassen worden. Und ich glaube mich darin nicht zu irren, daß dort dieser Gedanke bereits seit länger erwogen und vorbereitet ist, daß die große sociale Krisis, in der wir uns befinden, und die sociale Katastrophe, der wir möglicherweise entgegengehen, als Gelegenheit ergriffen werde, die sociale Bewegung in die Hand zu nehmen und als Retter der Gesellschaft zu erscheinen. Studiert hat man diese Frage dort seit langem und gründlich, und der Einfluß den man auf den vierten Stand gewonnen hat, ist bereits ein großer. Also lösen

wir diese Aufgabe nicht, so nehmen sie andere in die Hand zu unserem Schaben. Gelöst aber muß sie werden, wenn nicht die ganze Zukunft unseres ganzen Volkes und unserer Gesellschaft in Frage gestellt werden soll.

So stehen nun einmal die Dinge, daß wir die Kirche und ihre Mitwirkung in unserem ganzen nationalen und bürgerlichen Leben nicht entbehren können. Und wir sollen sie auch nicht entbehren. Denn der Gang der Geschichte unseres Volkes ist so von Gott gefügt und geordnet, daß er diese beiden Größen, Christentum und Deutschtum, die Kirche und unser Volk, so eng in einander verflochten und zusammengeschweißt hat, daß sie nicht von einander gelöst werden können, und was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht scheiden. Wollte man sie trennen, unser Volk würde über dieser Operation sich verbluten. Die Kirche hat gute und böse Tage mit unserem Volke durchgemacht und ist ihm stets treulich zur Seite gestanden: hat unser Volk getröstet in den schweren Tagen und es gestärkt zu seiner Arbeit. Und ihre Aufgabe an unserem Volk ist noch nicht vorüber, sie ist in der Gegenwart und Zukunft so groß wie in der Vergangenheit. So sollen wir ihr denn auch Mittel und Wege bahnen, daß sie ihre Aufgabe erfüllen kann. Die Theorie allein thuts nicht, und die Würde der Kirche allein thuts auch nicht; sondern sie muß mit ihrer Arbeit hineintreten können in die Gassen und Winkel, in die Häuser und Familien mit ihrem Wort und ihrem Lied, mit ihrem Trost und ihrer Zucht, mit ihrer Sitte und ihren Ordnungen, um der Zuchtlosigkeit des Lebens und Friedlosigkeit der Häuser und dem irdischen Sinn der Arbeit und der Gemüthsucht des Lebens und allen den bösen Geistern, welche unser Volk zu verderben drohen, entgegen zu arbeiten. Das erste ist, diese Bedeutung der Kirche für unser gesamtes Leben zu erkennen, das andere, sie auch zu wollen. Wo aber der Wille ist, da ist auch ein Weg.

Druck von W. Hartmann in Leipzig-Neubitz.